



Gestutzte Flügel

Eine halb erfundene Geschichte

In den 1780er-Jahren witterte der deutsche Klavierbauer Tobias Schmidt, aka Jean-Tobie Schmidt, freie Luft.

Frokraich, Frokraich!
Dorthin wanderte er, erst 17 Jahre alt, mit ein paar Gerätschaften aus Usingen in Hessen aus. In Frokraich war er jedoch mäßig erfolgreich, bis endlich die Revolution kam.

Plötzlich waren seine Kenntnisse sehr gefragt, als es darum ging, eine Tötungsmaschine zu bauen.

Der Familie Guillotin war es nämlich höchst peinlich, mit dieser Massen-Tötungsmaschine assoziiert zu werden, und sie ersuchte schließlich erfolgreich um eine Namensänderung an.

Schmidt, ein Zugeraster aus Deutschland, hingegen, reklamierte das Patent für sich. Tasten klopfen oder präzise abkopfen – das war konjunkturell plötzlich ein und sein Ding. Allerdings wurde sein Patentbegehren zunächst abgewiesen (andernfalls hieße das Gerät „Schmidtime“?).

Sein Sohn Erich, geboren am 25. April 1792, also just an dem Tag, an dem die Erfindung seines Vaters erstmals praktisch und öffentlich angewendet wurde, trat in die väterlichen Fußstapfen - jedenfalls was das Klaviermacherhandwerk anbelangt. Erich verließ Frankreich und ließ sich schließlich in einem Provinznest in Vorarlberg nieder, nämlich in Dalaas.

Anders als sein Vater, der es aufgrund seines fünfjährigen Patents auf das sehr erfolgreiche Fallbeil zu beträchtlichem Wohlstand brachte und 1794 an den Nationalkonvent schrieb, dass er die Klavierbauerei an den Nagel hängen werde, um sich forthin der Konstruktion für die Allgemeinheit ähnlich nützlicher Geräte wie der Guillotine zu widmen, blieb Erich seinem Handwerk treu.

Nichtsdestotrotz war auch Erich ein innovativer Geist, der zudem in regem Austausch mit Kollegen seiner Zunft stand. Seine Korrespondenz mit dem um acht Jahre älteren Klavierbauer Philipp Heinrich Caesar etwa belegt Erichs Ringen um eine

neue Klaviertechnik, insbesondere im Bereich der Pedale, die wohl als Kompensation für die traumatischen Erlebnisse mit den massenhaften Köpfungen mithilfe der Erfindung seines Vaters zu deuten sind.

Generell ringt das Klavierspiel im 19. Jahrhundert ja darum, „Sanglichkeit“ zu simulieren, das „Digitale“ und dieses Erbe der Klaviermechanik als Matrix einer Tötungsmaschine paradoxerweise wiederum mithilfe von diversen Apparaturen vergessen zu machen. Das ging etwas so weit, dass Robert Schuhmann versuchte, mit einer selbsterfindenden Folter-Apparatur namens „Cigarrenmechanik“ seine schwächeren Finger zu stärken, was allerdings darin gipfelte, dass der dritte Finger seiner rechten Hand schließlich steif wurde.

Vom bereits genannten Klavierbauer Philipp Caesar und dessen Gattin Theresia gibt es zwei Einzelporträts, die diese Problematik widerspiegeln. Das Ehepaar Caesar war um 1815 von Mannheim nach Solothurn übersiedelt, wo zur gleichen Zeit der um 1788 in Braz (im Klostertal) geborene Portrait-Maler Franz Anton Leu tätig war. Der unnatürlich verdrehte Zeigefinger der linken Hand der Theresia könnte darauf hindeuten, dass auch sie ein Opfer derartiger Methoden des „Enhancements“ gewesen sein dürfte – einmal ganz abgesehen davon, dass die Darstellung der Hände bei Leu generell ziemlich dürrig ist.

Dass es sich beim Klavier im Grunde um ein Schlagzeug handelt, hat Béla Bartók am Ende des „langen 19. Jahrhunderts“ definitiv mit seinem „Allegro barbaro“ (1911) klargestellt – und damit schon auf die kommenden Katastrophen des 20. Jahrhunderts verwiesen. Zurück zu Erich Schmidt. Im Zuge des Aufkommens der bürgerlichen Salonmusik und der damit verbundenen Nachfrage nach „Stutzflügeln“ entsann dieser sich, wenn auch widerwillig, seines väterlichen Erbes.

Fortan war er als der „Stutzflügler“ bekannt. Er entwickelte eine höchst effiziente Methode, große Flügel zu kürzen und an die Dimensionen bürgerlicher und kleinbürgerlicher Salons, ja selbst an die Stuben vermögender Bauern anzupassen.

Als kunststafine Person jedoch schmiss er die Reste nicht weg, vielmehr sammelte er sie. Die Reste der nun so genannten Stutzflügel – also genau jene Teile, die es ihnen vormals gestattet hatten, wirklich „abzuheben“ – bewahrte er in seinem Kleiderschrank auf eigens dafür konstruierten Bügeln auf. Direkt neben seinem Sonntagsgewand mit den Hirschhornknöpfen, das er aus Assimilationsgründen hatte schneiden lassen, aber eigentlich nie trug. Wohl wissend, dass er irgendwie nie wirklich dazugehören würde.

Eines schnapsbetrunkenen Abends ward er sich seiner absurden Situation und seines skurrilen Erbes gewahr: Abgeschnittene Flügel auf Bügeln neben Hornknöpfen... Daraufhin betätigte sich Erich Schmidt als „Startup“, wofür ihm seine Frau und die sechs hungrigen Kinder wenig Verständnis entgegenbrachten – wie auch?

Aus den Resten von zu Stutzflügeln guillotinierten Konzertklavieren konstruierte er plötzlich Hörner, und die Hirschhornköpfe des am Bügel vergammelnden Anzugs riss er ab, um sie als Ventildrucker einzusetzen. So entwickelte er in seiner provinziellen Abgeschlossenheit in Dalaas das Flügelhorn, das manchmal auch Bügelhorn genannt wird. Diesbezüglich hat sich Schmidt nicht festgelegt. Vermutlich war ihm die Namensgebung auch egal. Denn offenbar teilte er nicht die schnittigen Ambitionen seines Vaters. Längst gibt es auch Bass-Flügelhörner, hierzulande auch als Tenorhörner bekannt.

„Gestutzte Flügel“ ist ein sicherlich ein ziemlich seichter Titel. Angesichts der skizzierten Zusammenhänge aber bekommt das Mild-Cremige der Flügelhornfamilie schon einen eigenwilligen Charakter. Als ob die „Durchschnittlichkeit“ der zylindrischen Klanggeräte durch konische Klanggeräte im Nachhinein aufgehoben werden könnte. Darum aber hängt den konischen Blechblasinstrumenten eine gewisse Trauer an, ja sogar der Blues. Das Kornett ist ein Instrument, das zwischen diesen Welten zu vermitteln sucht.

Und das Alphorn?